

Inhalt

Vorwort 9

Auf der Suche nach dem richtigen Hebel 11

Was uns lähmt 12

Komplexität 12

Glaubwürdigkeits- und Vertrauensverlust 14

Widersprüchliche Doppelbotschaften 20

Überforderung aufgrund der Persönlichkeitsstruktur 20

Ambiguitätstoleranz 21

Chaosmanagement 23

Fehlende Dialogkultur 26

Zwischenbilanz 30

1. Das innere Feuer pflegen 32

»Burning persons« 32

Das Feuer neu entzünden 33

Hinweise zum »Hüten des Feuers« 36

2. Gott das letzte Wort lassen 42

Der Streit zwischen Augustinus und Pelagius 42

Die Erkenntnis von Paulus und Martin Luther 43

Auf die Gnade vertrauen 46

Geschehen lassen statt machen wollen 48

Gott vertrauen und selber handeln 50

Praktische Umsetzung 52

Die Brille wechseln 54

3. Mut haben zur Einfachheit 58

Simplify your life 58

Praktische Folgerungen 62

Echtheit 62

Anstand 64

Bescheidenheit und Selbstlosigkeit 67

Anregungen für die Pastoral 70

»Befrei mein Herz von der Angst ...« (Ps 25,17) 70

»Je größer du bist, umso mehr bescheide dich ...« (Sir 3,18) 75

Konzentration auf das Wesentliche 75

Vereinfachung von Abläufen und Strukturen 80

4. Die Gastfreundschaft nicht vergessen 85

Beispiel »Pfarrhaus« 85

Vom Segen der Gastfreundschaft 86

Pastoral der Gastfreundschaft 91

Raststätte sein für Pilger 91

Seelsorge im Gaststatus 94

Praxisimpulse 97

5. Über die Grenzen gehen 100

Weite gewinnen 100

Praktische Hinweise 104

Vernetzt denken 106

Herausforderungen für die Gemeindepastoral 106

Pluralismusfähigkeit 107

Milieu-Sensibilität 108

Antwortversuche 110

Kirche ist mehr als Gemeinde 110

Seelsorge muss sich an Lebensräumen orientieren 110

Ergebnis und Konsequenzen 111

6. Auf die Charismen setzen 118

Die Kompetenz des Gottesvolkes respektieren 118

Verantwortung teilen 119

»Ohne mich geht es nicht« 119

»Sei perfekt!« 120

Orientierung an Paulus 121

Ein Traum 122

Die Realität 123

»Lösch den Geist nicht aus!« (1 Thess 5,19) 124

Umgang mit Konflikten 128

Konfliktfähigkeit 130

Die Kunst, nein zu sagen 135

Charismen Raum geben 136

7. Den Menschen in die Mitte stellen 139

Wofür wir da sind 139

Jahwe – Ich-bin-für-euch-da 139

Immanuel – Gott-ist-mit-uns 141

Worauf es ankommt 141

Heilen und befreien 145

Konkretisierungen 147

In der Mitte: der Mensch 148

Plädoyer für einen Blickwechsel 150

Vorwort

Wenn ich in der pastoralen Fortbildung und Begleitung Seelsorgerinnen und Seelsorgern oder ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern begegne, treffe ich auf viel Idealismus und Engagement, oft aber auch auf Mutlosigkeit und innere Lähmung. Die Aufgabenfülle überfordert, Strukturen sind unklar, der eigene Auftrag und die eigene Rolle verschwimmen im Nebel allgemeiner Ratlosigkeit. Das ist nicht verwunderlich: In Krisenzeiten gerät vieles durcheinander. Altes zerbricht, Neues ist noch nicht zu erkennen. Ein Gefühlsmix kennzeichnet solche Übergangsphasen: Trauer, weil Liebgewordenes vergeht; Unsicherheit, wie man sich jetzt verhalten soll; Angst vor der Zukunft; Zorn auf die tatsächlichen oder vermeintlichen Sündenböcke; Selbstvorwürfe, weil die Krise nicht verhindert wurde; vielleicht auch Erleichterung, dass endlich Neues beginnen kann, oder Freude an der Herausforderung, die sich jetzt stellt.

Zwei Dinge sind in einer Übergangszeit, die wir oft »Krise« nennen, wichtig: Bestärkung und Orientierung. Beides soll im Titel dieses Buches zum Ausdruck kommen: Die Überschrift ist ein Jesaja-Zitat. In einer krisenhaften Phase Israels ruft der Prophet dem Gottesvolk zu: »Macht die erschlafften Hände wieder stark und die wankenden Knie wieder fest! Sagt den Verzagten: Habt Mut, fürchtet euch nicht!« (Jes 35,3f). Vertrauen in die eigenen Kräfte oder – wie im Fall des Jesaja – auf das Eingreifen Gottes stärkt die Fähigkeit, durchzuhalten und nach neuen Wegen zu suchen. Gleichzeitig brauchen wir aber auch Orientierung. Wohin soll die Reise gehen? Wie gestalten wir »das Neue«, wenn »das Alte« nicht mehr trägt? Gibt es einen geistlichen Kompass, der uns die Richtung zeigt? Einen festen Angelpunkt hatte einst der berühmte Archimedes verlangt und einen genügend langen Hebel, dann könne er mit einer Hand die Welt bewegen.

Dieses Bild des Archimedes benennt die Fragestellung, die das vorliegende Buch beschäftigt: Wo sollen wir den Hebel ansetzen in unserer Pastoral, damit wir etwas bewegen? Es geht nicht um eine Fortsetzung des Aktionismus, zu dem eine Krise oft verführt, weil man etwas tun will, um aus der Verunsicherung herauszukommen. Damit es kein blinder Aktionismus wird, in dem wir unsere Energien verschleißen, müssen wir die Hebelpunkte finden, an denen wir mit unseren pastoralen Kräften ansetzen sollten.

Viele solcher Ansatzpunkte wurden diskutiert, ausprobiert, propagiert. Die »lebendige Gemeinde« oder die »Pastoral an den Lebenswenden«, die »missionarische Seelsorge« oder eine »milieusensible Kirche«, eine »Kommunikationspastoral der Zwischenräume« oder eine »Pastoral im Netzwerk« – die Auswahl an Vorschlägen ist groß, in welche Richtung es gehen soll. Meine Erfahrung in der pastoralen Aus- und Fortbildung, in der Gemeindeberatung und Supervision zeigt mir, dass zuerst ein Wandel in den Köpfen geschehen muss. Der Weg durch die Krise hängt von Denkmustern und Blickwinkeln, von Einstellungen und Haltungen, von Sichtweisen und Gewichtungungen ab. »Spiritualität« ist der Oberbegriff dafür. Die folgenden Überlegungen konkretisieren dies. Sie ermutigen dazu, die begrenzten Kräfte auf wenige, aber entscheidende Punkte zu konzentrieren. Sie laden zu einem Blickwechsel ein. Wer anders sieht, wird anders fühlen. Und dann wird sich der pastorale Lebens- und Handlungsstil ändern. Oft genügt schon eine kleine Drehung des Kopfes. Oder – um es noch einmal mit Archimedes zu sagen: Auch ein kleiner Hebel kann eine große Wirkung haben. Probieren Sie es aus!

Klaus Roos

Auf der Suche nach dem richtigen Hebel

Seelsorgerinnen und Seelsorger prägen das Gesicht der Kirche. Auch viele ehrenamtlich tätige Männer und Frauen gehören zu diesen Verantwortungsträgern. Sie engagieren sich als Pfarrgemeinderäte, Lektorinnen, Kommunionhelfer oder Gottesdienstbeauftragte, wirken in einem Besuchskreis für Kranke oder in der Sakramentenkatechese mit. Sie haben Idealismus, wollen etwas bewegen. Fachlich sind sie oft hervorragend aufgestellt. Zunehmend beobachte ich bei ihnen aber auch eine Lähmung: ein Grundgefühl der Ratlosigkeit und Resignation. Auch an mir selbst kenne ich das. Irgendwie fühlen wir »Kirchenleute« uns in der Defensive: Überall scheint es rückwärtszugehen. Die Kirchen werden leerer, die Pfarrer weniger. Die Bedeutung von Glaube und Kirche nimmt ab. Immer weniger Erstklässler können noch beten, die Jugend ist aus unseren Gemeinden ausgewandert, ganze gesellschaftliche Milieus sind weggebrochen, die Mehrzahl unserer Gottesdienstteilnehmer/innen ist im Seniorenalter. Irgendwann wird der Letzte das Licht ausmachen.

Der Rückgang lässt sich statistisch belegen. Die Katholikenzahl sinkt, einerseits demographisch bedingt, aber auch durch Kirchenaustritt, durch den wir in den letzten 15 Jahren annähernd zwei Millionen Menschen verloren haben, fast so viel, wie in den Bistümern Eichstätt, Würzburg und Bamberg zusammengenommen leben. Auch die Priesterweihen gehen zurück und sind inzwischen im zweistelligen Bereich angelangt. Die Kirchensteuereinnahmen sind rückläufig, Diözesen verordnen Sparkurse und verhängen Einstellungsstopps, Kirchen müssen abgerissen oder verkauft werden, weil sie nicht mehr unterhalten werden können.

Natürlich gibt es auch die Gegenrechnung: Noch nie in der Kirchengeschichte gab es eine so große Zahl enga-

gierter Laien, die hauptberuflich oder ehrenamtlich in der Kirche mitarbeiten. Nie zuvor waren sie so gut ausgebildet, gab es so viel professionelle Unterstützung durch geistliche Begleitung, Supervision oder Gemeindeberatung. Noch vor 30 Jahren war »Personalentwicklung« in den meisten Ordinariaten ein Fremdwort. Vor 50 Jahren gab es kaum Gremien der Mitbestimmung, schon gar nicht mit Beteiligung der Laien, und auch in den Gottesdiensten spielten die Laien – abgesehen von den Ministranten – keine aktive Rolle. Inzwischen haben sich Pfarrgemeinde-, Diözesan- und Pastoralräte längst als wertvolle Gremien der Mitverantwortung in der Leitung bewährt, und die zahlreichen liturgischen Dienste von Laien haben einen festen Platz in der nachkonziliaren Liturgie.

Es ist fruchtlos, Rückschritte und Fortschritte gegeneinander aufzurechnen. Das Ergebnis hängt ja immer davon ab, welchen Bezugspunkt man wählt. Die Grundstimmung der Lähmung und Ratlosigkeit hängt vor allem mit einem gefühlten »Zerfall« zusammen und lässt sich nicht einfach mit einer spitzfindigen Gegenrechnung aufheben.

Was uns lähmt

Es gibt viele Gründe, die Lähmung verursachen oder verstärken. Einige davon nehme ich in letzter Zeit verstärkt wahr:

Komplexität

Die *Komplexität* der Fragestellungen und Probleme überfordert und erzeugt das Gefühl, die Dinge nicht mehr überschauen zu können und den Aufgaben nicht mehr gewachsen zu sein. Die Versuchung zu »einfachen« Lösungen ist die Folge. Augen zu und durch. Oder man lässt

die Dinge treiben, verzichtet auf Gestaltung und Leitung, weil man die Richtung nicht erkennen kann.

Eine Pfarreiengemeinschaft besteht aus den Dörfern A, B, C und D. In A gibt es einen kirchlichen Kindergarten. Die Leiterin wohnt in D und ist dort Mitglied des Pfarrgemeinderats und des Kindergottesdienst-Teams. Seit Monaten gibt es Ärger im Kindergarten. Im Team klappt es nicht und auch die Eltern sind mit vielem unzufrieden. Mehrfach musste der Pfarrer Konfliktgespräche mit Erzieherinnen und mit dem Elternbeiratsvorsitzenden führen. Nach seinem Eindruck fehlt es der Leiterin an Führungskompetenz. Immer wieder kommt es zu Fehlleistungen: Organisatorische Pannen, Abrechnungsfehler, Streitigkeiten mit Eltern häufen sich. Im Team kocht es. Eine Mitarbeiterin will kündigen.

Träger des Kindergartens ist die Kirchenverwaltung. Als deren Vorsitzender ist der Pfarrer auch Dienstvorgesetzter der Kindergartenleiterin. Er weiß, dass er längst handeln müsste. Eigentlich wäre eine Abmahnung fällig, Kündigung nicht ausgeschlossen. Der Pfarrer kennt die Leiterin seit ihrer Jugend. Er weiß um die schwierigen Familienverhältnisse, in denen sie aufgewachsen ist. Gott sei Dank ist sie in D glücklich verheiratet. Ihr Mann ist zweiter Bürgermeister im Dorf und Kolpingvorsitzender. Sie selbst ist kirchlich äußerst engagiert. Vor allem bei der Vorbereitung und Durchführung von Kindergottesdiensten ist ihr pädagogisches Geschick für ihn eine große Hilfe.

Die Situation spitzt sich zu, als die Leiterin sich an die Mobbing-Stelle der Diözese wendet, weil sie sich von ihren Kolleginnen schikaniert fühlt. Gleichzeitig erscheint in der Lokalzeitung der Leserbrief eines Elternbeiratsmitglieds, der die »Zustände« im Kindergarten anprangert. Als der Pfarrer dann noch bei einem Gespräch in der Fachabteilung des Caritasverbands erfährt, welche rechtlichen Regelungen bei einer Abmahnung zu beachten sind, und man ihm gleichzeitig signalisiert, dass es doch »andere Lösungen« geben müsste, ist er völlig ratlos, was er tun soll.

Die Komplexität der Situation lähmt das Handeln. Der Pfarrer spürt seine Rollenvermischung und die wider-

sprüchlichen Interessen, die im Spiel sind. Als Vorsitzender der Kirchenverwaltung ist er für die Qualität des Kindergartens in A verantwortlich, als Pfarrer von D liegt ihm viel daran, dass dort weiterhin gut gestaltete Kindergottesdienste stattfinden. Er weiß um seine Verantwortung gegenüber dem Kindergarten-Team und den Eltern, hat aber auch Angst, es sich mit dem zweiten Bürgermeister in D zu verscherzen und vielleicht sogar mit der dortigen Kolpingfamilie. Die Kindergartenleiterin ist seine Angestellte, über die er die Dienstaufsicht hat, gleichzeitig ist sie ehrenamtliche Mitarbeiterin und gewähltes Pfarrgemeinderatsmitglied. Aus vielen seelsorglichen Gesprächen früherer Jahre kennt er zudem ihre schwierige Kindheit, weiß, wie sehr sie von ihrem Vater enttäuscht wurde, und will jetzt natürlich nicht seinerseits das Vertrauen enttäuschen, das sie in ihn als Priester gesetzt hat.

Solche Beispiele gibt es viele. Wir müssen in komplexen Situationen handeln und können oft die Folgen und Nebenwirkungen gar nicht abschätzen. Und selbst wenn wir sie abschätzen könnten, ist es uns nicht möglich, sie alle zu vermeiden. Das macht ratlos, lähmt, erzeugt das Gefühl, in einer Falle zu sitzen: Was ich auch tue – in irgendeiner Hinsicht ist es immer falsch. Wer in der Seelsorge tätig ist, gerät oft in solche Zwickmühlen. Auch bei bester Absicht kann man es nicht allen recht machen. Mit jedem Dilemma steigt der Frust. »Ich bin hier immer nur der Depp«, brachte es kürzlich bei einer Supervisionsitzung ein Pfarrer in deftigem Fränkisch auf den Punkt.

Glaubwürdigkeits- und Vertrauensverlust

Gebremst wird der pastorale Schwung auch durch den zunehmenden *Glaubwürdigkeits- und Vertrauensverlust* der Kirche. Jeder Politiker, der wiedergewählt werden will, jede gemeinnützige Organisation, die Spenden sam-

melt, weiß, wie verheerend es ist, wenn man seine Glaubwürdigkeit verloren hat. Deshalb ist es alarmierend, wenn eine Untersuchung wie die große Online-Studie »Perspektive Deutschland« schon vor fünf Jahren zu dem Ergebnis gekommen ist, dass nicht einmal 45 % der Befragten Vertrauen in die katholische Kirche haben. Nach den Missbrauchsskandalen, die seit dem Jahr 2010 aufgedeckt werden, hat sich dieser Wert noch einmal rapide verschlechtert. In einem Ranking des Ethikmonitors der Hamburger Stiftung Wirtschaftsethik von 2010 rangiert die katholische Kirche ganz unten, noch hinter Presse, Bundesregierung, Großbanken, Parteien und Aufsichtsräten.

Vertrauensverlust hängt oft mit Glaubwürdigkeitsverlust zusammen. Die Frage nach der Glaubwürdigkeit stellt sich auf allen Ebenen: vom Papst über die Bischöfe zu den Priestern und den Gemeindemitgliedern. Dabei geht es um ein spirituelles Grundanliegen: um die Übereinstimmung von Glauben und Leben, von Wort und Tat. Dass es hier viele Widersprüche gibt, ist unübersehbar. Geradezu sprichwörtlich ist Heinrich Heines ironisch-bittere Feststellung über die kirchlichen Verkündiger geworden: »Ich weiß, sie tranken heimlich Wein / Und predigten öffentlich Wasser« (Deutschland. Ein Wintermärchen).

Uralt ist der Vorwurf, die Christen seien auch nicht besser als andere. Auch wenn er oft mit hämischer Selbstgerechtigkeit vorgebracht wird oder zur Verteidigung der eigenen Glaubens- und Kirchendistanz, ist er in vielen Fällen wahr.

Besonders zerstörend für die Glaubwürdigkeit wirkt es sich aus, wenn die Kirche in großem Stil gegen ihre eigenen Prinzipien, ihre eigene Ethik verstößt. Der brutale Umgang mit Kindern und Jugendlichen in der Heim-erziehung der Nachkriegsjahre ist für die Öffentlichkeit ein erschütterndes Beispiel. Man mag vieles dem »Zeit-

geist« und der damaligen »Pädagogik« anlasten können, aber dass es in kirchlichen Internaten und Heimen nicht nur nicht besser, sondern mitunter schlimmer als in nichtkirchlichen Einrichtungen zugeht, ist für die Glaubwürdigkeit unserer Botschaft verhängnisvoll.

Noch zerstörerischer für das Vertrauen in die Kirche sind die in den letzten Jahren ans Licht gekommenen Vorkommnisse von Kindesmissbrauch durch Priester. In den USA beliefen sich die Entschädigungszahlungen an die Opfer auf etwa zwei Milliarden Dollar. Einige Diözesen wurden dadurch in den finanziellen Ruin getrieben.

2010 hat die Welle auch Deutschland und Österreich erfasst. Vom Kloster Ettal bis zu den Regensburger Domspatzen reicht die Liste der betroffenen Einrichtungen und sie geht weit über den katholischen Bereich hinaus. Die Kirche trifft das mitten ins Herz. Wenn die Menschen das Vertrauen zu ihr verlieren, ist sie am Ende. Wer soll der Botschaft noch glauben, wenn die Boten sie durch ihr Verhalten selbst widerlegen? Michael N. Ebertz bezeichnet deshalb zu Recht die »Arbeit am Vertrauen als eine der fundamentalsten pastoralen Grundaufgaben.«¹

Natürlich haben sich Bischöfe öffentlich entschuldigt, gab es Rücktritte und Suspendierungen, hat Papst Benedikt XVI. unmissverständlich Stellung gegen diese Verbrechen bezogen und eine Null-Toleranz-Politik gegen die Täter angekündigt. Doch alle Reuebekenntnisse und Entschädigungszahlungen können den Vertrauens- und Glaubwürdigkeitsverlust nicht rückgängig machen, den die Kirche weltweit dadurch erlitten hat, wobei die langfristigen Folgen noch gar nicht absehbar sind.

Die Vertrauenskrise betrifft aber auch den Nahbereich. Je mehr jemand in kirchliche Vorgänge einbezogen ist, umso stärker tritt die Glaubwürdigkeitslücke in Er-

1 Michael N. Ebertz, Vor der Aufgabe der Neugründung. Die Kirche in sich wechselseitig verstärkenden Krisen, in: Herderkorrespondenz spezial 1–2011, 2–6, hier: 2.

scheinung. Wer Einblick »hinter die Kulissen« hat, wird schnell ernüchtert. Das ist übrigens in anderen Feldern genauso: in der Politik, im Gesundheitswesen, in der Medienarbeit, selbst bei Polizei und Justiz. Wer mitbekommt, »wie es wirklich zugeht«, verliert schnell seine Illusionen – und sein Vertrauen.

Die Liste der Vorkommnisse ist lang, die Vertrauen beschädigen und Glaubwürdigkeit untergraben. Dazu gehören manche Signale aus Rom, aber auch unverständliche Entscheidungen auf Bistumsebene.

Es sind aber beileibe nicht immer die Bischöfe und Priester. Auch die »Vorzeigekatholiken« in den Pfarrgemeinden bleiben oft hinter dem Anspruch zurück, dem sie ihrem Glauben zufolge eigentlich genügen müssten. Auch sie schlagen ihre Kinder, betrügen ihre Frauen, streiten mit ihren Nachbarn, sind ungerechte Vorgesetzte, verdrehen die Wahrheit, übervorteilen andere, gehen ungerührt an menschlicher Not vorbei. Sie verdunkeln damit den Glauben, den sie eigentlich zum Leuchten bringen sollen.

Aber nicht nur mangelnde moralische oder spirituelle Integrität schwächt das Vertrauen. Oft ist es ganz banale Unfähigkeit, die dazu führt, dass man »der Kirche« nicht viel zutraut. Briefe werden nicht beantwortet, Zusagen nicht eingehalten, Tatsachen übersehen. Wer mit Pfarrämtern, kirchlichen Dienststellen, Ordinariatsabteilungen zu tun hat, begegnet Geldverschwendung, Regelverstößen, Schlamperei und Inkompetenz – wie es in allen Organisationen und Verwaltungen der Fall ist. Kirchliche Dienststellen arbeiten nicht schlechter als Schulämter, Rathäuser, Krankenhausverwaltungen, Universitäten oder der Deutsche Fußballbund. Auch in der viel gerühmten »freien Wirtschaft« gibt es Versagen und Inkompetenz, wie die Bestechungsskandale bei Siemens, das Missmanagement bei Opel oder Quelle in der Vergangenheit bewiesen haben. Wir aber sind Kirche. Da ist der

Anspruch ein anderer. Da liegt die Messlatte höher. Wir selbst haben sie oft so hoch gelegt.

Pfarrer E. ist enttäuscht. Seine geplante Ernennung zum Leiter einer Pfarreiengemeinschaft zieht sich jetzt über Monate hin. Der Personaldezernent teilt ihm vertraulich mit, dass auch der Nachbarpfarrer aus O. Interesse angemeldet und bereits mit dem Bischof darüber gesprochen hat. Pfarrer E. ruft seinen Mitbruder an und fragt, was Sache ist, doch der hält sich bedeckt. Bei der nächsten Seelsorgskonferenz des Dekanats nimmt der Dekan Pfarrer E. beiseite und informiert ihn, er habe einen Brief des Pfarrgemeinderats von O. bekommen, in dem dieser für eine »Großraumlösung« unter Leitung des Pfarrers von O. plädiert. Ihm selbst leuchte das zwar ein, aber er wolle sich aus den Planungen heraushalten, das sei Sache des Ordinariats. Als Pfarrer E. beim Personaldezernenten anruft, kann er diesen nicht erreichen, bittet aber im Sekretariat um dringenden Rückruf. Zwei Tage lang wartet er vergebens. Am dritten Tag steht in der Lokalzeitung ein Bericht über die kirchliche Strukturreform im Dekanat. Neuen Plänen zufolge, so heißt es da, bevorzuge das Ordinariat inzwischen die Seelsorge in größeren Lebensräumen. Und dann spekulierte der Artikelschreiber, dass wohl der Pfarrer von O. der Leiter des neuen Großgebildes werden solle, und deutet an, dass auch der Dekan diese Lösung favorisiere. Pfarrer E. stellt seinen Mitbruder erneut zur Rede. Dieser weist jede Beteiligung an dem Artikel zurück. Später erfährt Pfarrer E. von seinem Mesner, dass der Autor des Artikels ein Bruder des Pfarrgemeinderatsvorsitzenden von O. ist. Erneuter Anruf beim Personaldezernenten. Dieser scheint etwas nervös und unterbreitet Pfarrer E. ein Angebot für eine attraktive Pfarrstelle in einer Kleinstadt. Pfarrer E. lehnt ab, will wissen, wie es weitergeht, und erhält die Auskunft, es sei noch nichts entschieden. Für ein Dementi des Zeitungsartikels sei die Pressestelle zuständig. Zum Leiter der Pressestelle fährt Pfarrer E. persönlich. Sie sind alte Studienkollegen. Deshalb bekommt er auch die vertrauliche Information, dass aus dem Büro des Bischofs schon ein Hinweis auf die bevorstehende Ernennung des Pfarrers von O. gekommen sei und er deshalb den Bericht der Zeitung nicht dementieren könne. Pfarrer E. fährt wieder nach Hause. Er weiß nicht, was er noch glauben soll.